Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Nachruf: Heinrich Morf
Autor: Bosshart, Jakob

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Museum Luxembourg, Paris, zwei Jünger Christi in den Bildraum hineinstürmen und den Herrn suchen. Dies Tempo stand noch im engsten Zusammenhang mit den oben genannten Alpbildern, und im eifrigen Suchen des Meisters offenbart sich ebenfalls dieser Jünger Primitives. Gemalt ist das Stück mit Breite und Wucht; nur die Farbe hat etwas wie Rost auf ihren Flächen. Nach und nach wuchs die Menge dieser Werke, und weit herum das Verlangen, sie zu haben. Daher gab Burnand dem frommen Volke die gedruckten Gleichnisse in die Hand, die „Paraboles". Sie fanden in der welschen Schweiz, in Deutschland und Frankreich überall da Verbreitung, wo in protestantischen Kreisen eine Sehnsucht nach einiger Bildlichkeit für das Gotteswort, und innerhalb dieser Bildlichkeit nach einiger Anpassung an die Vorstellungen dieser Menschen rege war. Sind diese gedruckten Parabeln reichlich trübe und lahm nach ihrer Erscheinung und Bewegung, so muß zugestanden werden, daß mehrere Gemälde eine gewisse frühlingshafte Heiterkeit, eine richtige Franz von Assisi-Stimmung und Puvis de Chavannes-Tonigkeit erreichten. Mehr und mehr nahm freilich eine hieratische Strenge überhand, von der man sich dem „Labour dans le Jorat", dem übergroßen, aber milden und freundlichen Pfluggespann auf freiem Felde zukehrte, ordentlich aufatmend. Am Ende seines Lebens hat Burnand, der Apostelmaler und Engelbildner, noch Poilus dargestellt, die sein Ansehen in Frankreich befestigten, wo er Offizier der Ehrenlegion und korrespondierendes Mitglied des Instituts geworden war.

Ein strebsamer, weltlich kluger und geistlich vertiefter, ein fleißiger Mann ist Eugène Burnand gewesen. Vielen hat er mancherlei geboten. Künstlerisch stand sein Wirken, kaum daß er Menn verlassen, nicht mehr auf der Höhe seiner Anfänge, wo er farbig eine reinliche, appetitliche Frische, figural eine ansehnliche Kraft und Sammlung an sich hatte. Er hat sich die Ziele zu weit gesteckt, schon als er jene bukolische Urkraft, und noch mehr, als er die Legenden und Sinnsprüche des Neuen Testamentes gestalten wollte und nach freundlichen, bald feinen, bald keckeren Anfängen, sich an eine starre Mystik verlor, in welcher der steife Byzantinismus und Burnands waadtländischer Realismus ungelöst nebeneinander verharren. Er vermochte seine bäurisch-proletarischen Modelle nicht zur Ekstase zu steigern, in der allein sie zu ertragen waren.

Vieles wird von dieser Krone abfallen. Aber bleiben werden Burnands sonnigste Tier- und Bauernbilder nebst einigen der bewegteren helleren Bibelstücke. Genug, um das Leben und Streben Burnands als reich und fruchtbar, volkstümlich und innig, zeitgenössisch und höhern Sinnes voll erscheinen und ehren zu lassen.

---

† Heinrich Morf.

23. Oktober 1854 bis 23. Januar 1921.

Ein Gedenkblatt von Jakob Boßhart, Clavadel.

Zwischen Brütten und Bassersdorf, an der alten Straße, die von Zürich nach Winterthur führt, auf einer ausgedehnten Hochfläche, liegt ein Dörfchen, das den bezeichnenden Namen „Breite" trägt. Einst war es voll Wagengerassel, Roßgewieher und Herbergsleben, jetzt, im Zeitalter der Eisenbahnen, ist es still geworden. Aber etwas Herrliches konnte ihm nicht verloren gehen: der weite, sonnige, selten vom Nebel getrübte Blick auf die Alpen. Die Breite ist die ursprüngliche Heimat Heinrich Morfs. Nicht daß er dort — nebenbei gesagt, fast als mein älterer Nachbar — aufgewachsen wäre. Sein Vater hat in jungen Jahren das Dörfchen verlassen und ist als Hofwiler Seminardirektor, Winterthurer Waisenvater und Pestalozziforscher eine bekannte Persönlichkeit geworden. Etwas aber scheint er aus der Heimat mitgenommen und seinem Sohn gesteigert vererbt zu haben: die heitere Klarheit und den weiten Blick der Breite.

Im Januar 1890 sah ich Heinrich Morf zum erstenmal. Ein gemeinsames Interesse, die Reform des neusprachlichen Unterrichts, hatte uns zusammengeführt, und bis zu seinem Wegzug nach Frankfurt hatte ich das Glück, mit ihm in regem mündlichem und schriftlichem Verkehr zu stehen. Ich glaube, jedem, der Heinrich Morf näher trat, wird das erste Zusammentreffen mit ihm so unvergeßlich bleiben, wie mir. Ich saß im Empfangszimmer seiner ersten Zürcher Wohnung in Oberstraß. Die Türe wurde energisch aufgestoßen, eine untersetzte und doch elastische Gestalt drang, ich kann es nicht anders sagen, auf mich ein und streckte mir wie einem alten Bekannten die Hand entgegen. Jakob Bächtold hatte die Zusammenkunft vermittelt; das hatte zu einem herzlichen Empfang genügt. Kaum hatten wir uns gesetzt, als wir auch schon mitten in der Sache waren. Morf war ebenso beredt mit den Augen wie mit dem Mund. Sein blaues,

klares, eindringendes und doch gewinnendes Auge, von dem er das schärfende Glas gleich nach der Begrüßung weggehoben hatte, ließ mich keinen Augenblick los. Es saß unter einer beherrschenden Stirne, in einem ungewöhnlich starken Kopf. Morf erzählte mir später einmal scherzend, daß seine Winterthurer Schulkameraden ihn wegen seines Kopfmaßes, dessen Größe sie als unerlaubt empfanden, so oft geneckt hätten, bis er sich schließlich selber manchmal dieser „Anomalie" geschämt habe. Im Gesicht und in dem stets kurz geschorenen Haar hatten die Fechtdegen Spuren hinterlassen, die zu der ganzen temperamentvollen, auf klare Entscheidungen dringenden Persönlichkeit als natürliche Kennzeichen zu gehören schienen. Morf war eine tapfere und, wenn es sein mußte, kämpferische Natur. Wem er mit seiner Waffe zu Leibe rückte, der konnte einer gründlichen Abfuhr sicher sein. Um was er im Grunde immer kämpfte, waren Klarheit und Wahrheit. Dadurch war er zum Lehrer und Erzieher prädestiniert. Alle Halbheit, alles Um-den-Brei-Herumschleichen, alle Unredlichkeit war ihm verhaßt. Er wußte, daß das beste Mittel zu wirken, das eigene Beispiel ist. Alles, was er sprach oder schrieb, trug denn auch den Stempel der Ueberzeugung, war in ihm vorher so ausgegoren und geklärt worden, daß es den Eindruck erweckte, eine notwendige, spontane Aeußerung seines Wesens zu sein. Seine Belesenheit war erstaunlich. Er fällte nie ein Urteil ohne Augenschein; aber er prunkte nie mit seiner Gelehrsamkeit, und nie blies er seinen Zuhörern Studierstubenstaub ins Gesicht. Er besaß die Kunst und die Geduld, „die Knochen der Bücher zu zerbrechen und das Mark zu saugen". Immer ging er auf das Wesentliche; Wind in Netzen zu fangen, überließ er andern. Mit Leidenschaft spürte er den großen Zusammenhängen nach und verstand es, sie anschaulich vor den Leser oder Zuhörer hinzustellen. Man lese z. B. die lichtvolle Gegenüberstellung von Mittelalter und Renaissance in dem leider ohne Nachfolger gebliebenen ersten Band seiner „Geschichte der neueren französischen Literatur", oder die Zusammenfassungen, Rückblicke und Bilanzen, die er in seiner „Geschichte der romanischen Literaturen" gerne an den Schluß größerer Abschnitte setzte.

† Heinrich Morf. Phot. C. Ruf, Zürich.

Heinrich Morf war aber nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Künstler. Das verrät sein Stil. Jeder Satz ist lebendig, anschaulich, ursprünglich und auf den prägnantesten Ausdruck gebracht. Daneben ist seine Diktion farbig und bilderreich und von einem hinreißenden Rhythmus. Hierin gleicht er seinem verehrten Lehrer und Freund Gaston Paris, den man nicht unerwähnt lassen darf, wenn man von Morf spricht. Ich lese in dem Buche „Aus Dichtung und Sprache der Romanen" den Satz: „Keiner hat harmonischer als er den Forscher, den Lehrer und den Menschen vereinigt, keiner die geistige Ueberlegenheit mit einer bezaubernderen Persönlichkeit verbunden." Morf hat dieses schöne Urteil über Gaston Paris gefällt; kann man über ihn selber ein treffenderes aussprechen? Morf war eine außerordentlich gewinnende Persönlichkeit; im Hörsaal, auf Spaziergängen, in seinem Studierzimmer oder im Kreis seiner Familie zwang er alle Herzen zu sich; er war omnium horarum homo im glücklichsten Sinne des Wortes.

Ich sah ihn zum letztenmal im Frühling 1914 bei der Einweihung der neuen zürcherischen Hochschule. Er stand damals auf der Höhe seines Lebens und seines Ruhmes. Er hatte Zürich im Jahre 1901 verlassen, um die neugegründete Handelshochschule in Frankfurt a. M. zu organisieren, und war dann im Jahre 1910 als Nachfolger Adolf Toblers nach Berlin auf den sichtbarsten Lehrstuhl für romanische Philologie auf deutschem Sprachgebiet berufen worden. Da kam der Krieg und die Trübung der Gemüter und Geister, der auch er sich in der Brandung jener Tage nicht ganz zu entziehen vermochte. Aus Frankreich, mit dem ihn so viele Bande verknüpften, kamen Angriffe und Verdächtigungen, die, weil er

sich nicht einmal dagegen verteidigen konnte, seine Lebenskraft langsam zernagten. So fand dieses bis in die letzten Jahre so glücklich verlaufene Leben einen tragischen Abschluß. Wer da meinte, beweisen zu müssen, daß Heinrich Morfs Tätigkeit zum guten Teil der Verständigung der Völker galt, würde seinen wissenschaftlichen Charakter und sein ganzes Lebenswerk anzweifeln. Welcher Neuphilologe schlägt nicht in irgendeiner Weise Brücken von Volk zu Volk? Morf aber tat es mit klarem Bewußtsein. Die Schlußsätze seiner Geschichte der romanischen Literaturen, die zu einer Zeit geschrieben wurden, da schon das Kriegsgespenst langsam heranschlich, lauten:

„Achtung vor dem Fremden und Liebe zum Eigenen — in solcher Empfindung können die Völker sich auch dann begegnen, wenn materielle Interessen sie trennen. Dieses Empfinden zu wecken und zu kräftigen, ist vor allem die geschichtliche Betrachtung geeignet. Ihr gelten die vorangehenden Seiten. Aus ihr heraus sind sie geschrieben, sine ira et studio, es sei denn das studium veri."

Nun ruht Heinrich Morfs Asche in der heimatlichen Erde, zu der er immer gehörte und die er nur verließ, um großen Aufgaben, aber auch einer schweren Prüfung entgegenzugehen.

Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Annie Herzog. Die Eine Liebe. Geschichten vom Haus am Rhein. Breslau und Leipzig, Bergstadtverlag (1920).

„Die Frau auf den Fürstenthronen der Kreuzfahrerstaaten" *) ist die Arbeit betitelt, mit der sich die Aargauerin Annie Herzog an unserer Freiburger Universität ihren Doktor holte. Kein schmächtiges Dissertationsbroschürchen, sondern ein stattliches Buch, dessen Stoff, Problemstellung und Bau charakteristisch sind für die Art dieser jungen Historikerin: ein Stück Frauenfrage aus der Zeit der religiösen Vergeistigung, der höfischen Romantik, aus der Welt des schwülen und glühenden Abenteuers unter orientalischem Himmel, dargestellt nach Maßgabe wissenschaftlicher Methode, sachlich klar, auf Grund eingehender Quellenstudien und Quellenkritik, aber in einer Sprache, die fesselt, und so, daß dem zutage geförderten kargen Tatsachenmaterial die menschliche Gestalt entwächst. Frauen, die um Liebe Reich und Heiligtum verschachern, und solche, die um Macht und Reich verschachert werden, Männer, emporgehoben und zerschellt von der Laune des Glückes, der Leidenschaft, der Intrige. Eine Welt der Poesie, der Romantik, des Pathos wird geahnt; aber in strenger Hand behält die urkundensichere Historikerin die Türen, die dichterische Phantasie so gerne öffnen möchte.

Nun ist Annie Herzogs zweites Buch erschienen. Die in jenem wissenschaftlichen Werke sich verleugnen mußte, die Dichterin, kommt nun hier zu ihrem Rechte. Aber wenn auch dieses anmutige Dichterbüchlein nach Inhalt und Gehaben das Gegenspiel jener historischen Arbeit zu sein scheint, ihre Verwandtschaft liegt doch am Tage: wiederum geht es um Frauenschicksale, um Liebe und Leidenschaft, und wiederum ist es romantischer Boden, dem die Gestalten entwachsen. Aber Liebe und Romantik der Dichterin haben einen andern Sinn als jene, die uns die Historikerin zu zeigen vermochte. Wenn jenen Fürstinnen des Orients Leidenschaften und Ehen in ihrem raschen Wechsel nichts bedeuten als Staffeln des Genusses und der Macht, so bekennt sich das Buch der Dichterin zum Mysterium des keuschen, für die eine, einzige Liebe bestimmten Frauenherzens, und die Romantik, die um die sechs „Geschichten vom Haus am Rhein" webt, ist die holde, zartfarbige und tief durchklungene des deutschen Gemütes. Aber Annie Herzog ist ja den Lesern der „Schweiz" keine Unbekannte. Sie wissen, wie diese Erzählerin mit zarten Fingern Unfaßbares zu pflücken und fein und sehnsüchtig oder auch groß und geheimnisvoll (wie etwa in ihren „Sagas") hinzustellen weiß, wie sie den verborgenen Tönen nachlauscht und vor allem, wie sie Welt und Schicksal vor uns auszubreiten versteht, schimmernd von Farbe und wehmütiger Schönheit und an Empfindung und Ereignis reich. Aber nichts gibt es, was dieser entrückten Träumerin inniger anläge als das Heiligtum der großen Liebe. Deshalb ist der Titel dieses Buches ein Bekenntnis, und allen, die ihn als solches mitempfinden können, wird dies feine Bändchen so viel mehr bedeuten als den anmutigen Erstling einer vielversprechenden jungen Dichterin.

Maria Waser, Zollikon.

*) Berlin, Verlag von Emil Ebering, 1919.

Hans Hagenbuch. Flut. Vier Frauennovellen. Frauenfeld, Verlag von Huber & Co. 1920.

Stark bewegte Epik! Zweimal wird wirkliche Flut auch zur Schicksalsflut. In der ersten Novelle verjagt die Meeresbrandung die schlimmen Feinde eines jungen Eheglücks, in der dritten spült ein Regensturm die letzten Drohungen eines verfehlten ehelichen Bündnisses weg. Durch den Regensturm, auf einsamer Bergstraße, hastet eine im Kellerschen Sinne starkgemute und entschlossene Schöne einem kleinen Stationshaus zu. Es ist Hilde Trümpi, die Heldin der dritten Novelle. Beinahe wäre ihr Taufname Brünhilde ihr zum bösen Vorzeichen geworden; denn es ist ein unechter Siegfried, den ihr Herz sich erwählt hat und dem sie nun kurzerhand davonläuft. Auf einer Bergwanderung hat sie ihren Bräutigam als eitlen Schönredner erkannt; das Freilicht hat ihn zu scharf beleuchtet; der Salonheld vertrug